



Die Halbspanierin Barbara Cuesta ist derzeit Berlins spannendste Singer-/Songwriterin

KULTUR

Auf den nächsten 36 Seiten finden Sie Beiträge über Musik, Film und Literatur. Lesen Sie Interviews mit Claude Nobs, Neues Glas, Henry Hübchen und Thomas Brussig.

We are Berlin

Berlin gilt als Mekka des nationalen Pop und in der Tat hat die Stadt eine quirlige Musikszene. Natürlich muss eine Band nicht zwangsläufig gut sein, bloß weil sie in der Hauptstadt zu Hause ist. Oft wird hier ordentlich übertrieben. Doch der Berliner Popjahrgang 2011 bringt uns Stimmen und Gesichter, die man sich merken wird. NITRO liefert den Überblick.

BARBARA CUESTA

„We are Berlin“ heißt die neue Single von Barbara Cuesta. Eine vor Energie strotzende Nummer; eine Hookline, die sich unaufhaltsam in die Gehörgänge schraubt. Es ist bereits die zweite Auskopplung aus dem neuen Album der Sängerin, das Anfang Juli erscheint. 14 großartige Songs (den Hidden Track nicht mitgezählt) befinden sich darauf. Natürlich darf hier die Frage, ob die (Pop)welt eine weitere Singer-/Songwriterin braucht, gestellt werden. Doch wer die Platte gehört hat, weiß, dass das bejaht werden muss, denn Barbara Cuesta ist keine süßliche Sängerin, die beliebige Popsongs trällert, sondern eine ernstzunehmende Künstlerin, die etwas zu sagen hat. Und dabei sehr autonom arbeitet. Sie komponiert und textet sämtliche Lieder selbst; sie hat das Album koproduziert und entscheidet auch sonst alle möglichen Karriereschritte selbstständig. Barbara Cuesta ist authentisch. Aber vor allem stehen ihre starken Songs auf der Habenseite. Scheinbar mühelos schüttelt sie unwiderstehliche Melodien aus dem Ärmel. Auf dem Album, das ganz unterschiedliche Stimmungen vermittelt, ist kein einziger Hänger zu finden. Es gibt auf der einen Seite eingängige Dreiminutenstücke wie „Anything“ oder das eingangs erwähnte „We are Berlin“, die Spaß machen und tanzbar sind; auf der anderen solche, die die nötige Ruhe und Stille haben, um emotional ans Eingemachte zu gehen. Etwa „Inquiry“, wo die Protagonistin unter Liebeskummer leidet und der seltsame Vogel „Selbsterkenntnis“ auf ihrer Schulter sitzt. Wenn dann das Cello einsetzt, stehen die Nackenhaare aufrecht.

SINGER-/SONGWRITERPOP-PERLEN

Der Wechsel zwischen beiden Extremen und die unzähligen Möglichkeiten dazwischen machen den Reiz des Albums aus. Die fabelhafte Welt der Barbara Cuesta besteht aus lauter Singer-/Songwriterpop-Perlen, die sich aus dem Stand heraus in die Liga einer Tori Amos oder einer Anna Ternheim katapultieren. Zweifelsohne gelang ihr eine der derzeit spannendsten Neuveröffentlichungen Berlins.

Benannt wurde die CD nach dem radiotauglichsten Song des Longplayers: „Shine“. Hier geht es darum, dass man vieles schaffen

kann, wenn man nur hart genug daran arbeitet; dass ein gewisses Strahlen erst dann entsteht, wenn man das liebt, was man tut. Das war, so heißt es, das Arbeitsmotto und angeblich schien tatsächlich immer die Sonne, wenn Barbara Cuesta und ihre Musiker im Studio waren, selbst in den Wintermonaten. Auch sonst gibt sich die vielseitige Musikerin glücklich: „Ich wollte ein Album machen, das einen gewissen Pop-Appeal hat, ohne dabei oberflächlich oder beliebig daherzukommen. Das war eine große Aufgabe, und ob wir sie gemeistert haben, müssen letztlich die Hörer entscheiden. Ich persönlich bin stolz und glücklich darüber, dass ich einen fantastischen Co-Produzenten und Musiker gefunden habe, die mit mir meine Visionen teilen.“

Die Tochter eines Spaniers ist in Düsseldorf aufgewachsen, seit acht Jahren lebt sie in Berlin. „Ich bin hierher gezogen, weil ich mich in die Stadt verliebt habe. Ich habe ungelogen immer noch Herzklopfen, wenn ich einige Zeit weg war und dann nach Berlin zurückkehre“, beschreibt die Sängerin ihre Heimatliebe. Gleichzeitig dient ihr die Stadt als Inspirationsquelle: „Steh mal eine Viertelstunde vor dem Rossmann am Kotti, weil sich ein Freund, mit dem du dich verabredet hast, verspätet. Du hast dann vielleicht schlechte Laune, aber auch Stoff für mindestens einen Song.“

„ICH LIEBE ES, IN BERLIN MUSIK ZU MACHEN. DIE MUSIKSZENE IST SEHR OFFEN, UND WENN MAN ETWAS KREATIVES AUF DIE BEINE STELLEN WILL, FINDET MAN IMMER LEUTE, DIE MITZIEHEN“ (Barbara Cuesta)

VOKALE WIE KAUGUMMI

Für die charismatische Sängerin ist es faktisch der zweite Start. Bereits 2005 debütierte sie mit einem deutschsprachigen Album beim Branchenriesen Universal. Die Vorstellungen des Labels und der Künstlerin wichen stark voneinander ab, was unweigerlich zur Trennung führte. Dabei machte der Erstling reichlich Furore. „Na ja, ich war jung“, sagt Barbara Cuesta.

„Shine“ erscheint bei einem Indie. Das ist aber nicht der einzige gravierende Unterschied: Die neue CD ist bis auf zwei Ausnahmen ▶

englischsprachig. Neben dem rein pragmatischen Grund, englischsprachige Songs besser in aller Welt präsentieren zu können, hält Barbara Cuesta die Muttersprache der populären Musik für die perfekte Popsprache: „Die Stimme klingt weicher, die Vokale kann man wie Kaugummi ziehen und ich kann Dinge sagen, die mir in deutscher Sprache seltsam oder kitschig vorgekommen wären. Und es ist eine Herausforderung, denn mein englischer Sprachschatz ist begrenzt und Begrenzungen sind für mich sehr spannend, wenn es um kreative Prozesse geht.“

Nicht unerwähnt soll die Liveumsetzung bleiben. Barbara Cuesta ist in kleinen Clubs, bei einer Vernissage oder auf großer Festivalbühne gleichermaßen zu Hause. Sie hat die wunderbare Gabe, ihr Publikum sofort in den Bann zu ziehen. Es knistert förmlich. „Das Publikum und ich sind wie zwei Personen, die ein erstes Date miteinander haben. Es ist immer aufregend. Man weiß nie, wie der Abend ausgeht“, erklärt die Sängerin die Magie ihrer Konzerte. Während Barbara Cuesta in der Vergangenheit vor allem allein oder im Duett mit einem Cellisten tourte, wird sie das Album „Shine“ hauptsächlich mit einer festen Band umsetzen. Mathias Fuhrmann am Schlagzeug und André Drechsler am Bass bilden den Kern der Cuesta-Band. Beide waren an der Produktion des Albums beteiligt; Drechsler ist zugleich Co-Produzent. „Mit der Band kann ich dynamisch viel stärker variieren, mal ganz laut und tanzbar, mal ganz leise und nachdenklich. Und natürlich profitiere ich vom musikalischen Können der beiden“, sagt die Sängerin über die neue Symbiose.

Ähnliches Lob gibt es für die Heimatstadt: „Ich liebe es, in Berlin Musik zu machen. Die Musikszene ist sehr offen, und wenn man etwas Kreatives auf die Beine stellen will, findet man immer Leute, die mitziehen“, erzählt Barbara Cuesta. Sie nennt jedoch auch Mankos: „Jeder ist irgendwie kreativ, und alle sind wahnsinnig entspannt, da wird vieles beliebig und nur halb so gut abgeliefert. Ich war kürzlich in New York und habe dort sehr gute Musiker kennengelernt, die aber weitaus weniger entspannt als wir sind, weil sie einen ganz anderen Überlebensdruck und einen viel höheren Qualitätsanspruch an ihre Arbeit haben. Das hat mich sehr beeindruckt und inspiriert. Wir können viel voneinander lernen.“

DANKE!

Mat Richter, Florian Baufeld, Alexander Veselak, Stefan Zsoka und Robert Vitzthum sitzen in ihrem Proberaum in Berlin-Prenzlauer Berg und feilen am neuen Konzertprogramm. Denn für den kommenden Sommer sind die Auftragsbücher gut gefüllt, sechzehn Konzerte stehen an. Das ist für eine Newcomerband nicht unbedingt üblich. Bedenkt man, dass die Band in ihrer jetzigen Konstellation erst seit einem Jahr besteht, wird die Sensation perfekt. Zuge-

„ICH GLAUBE NICHT, DASS JEMAND IN NÜRNBERG, LEIPZIG ODER HAMBURG IN UNSERE KONZERTE KOMMT, NUR WEIL WIR AUS BERLIN SIND.“ (Danke!-Gitarrist Alexander Veselak)

geben, es war ein intensives Jahr. Jugendzentren, Rockclubs und Festivals wurden landauf, landab bereist, um die Kunde von der nächsten großen Berlinband deutschlandweit zu verbreiten. „Danke!“ nennen sie sich. Ein Name, der polarisiert. Zwei Lager bilden sich: Eins, das sich sofort mit dem Bandnamen identifizieren kann und staunt, dass noch niemand auf diese Idee gekommen ist. Und eins, das den Namen völlig bekloppt findet. Die fünf jungen

erfahren, es war ein intensives Jahr. Jugendzentren, Rockclubs und Festivals wurden landauf, landab bereist, um die Kunde von der nächsten großen Berlinband deutschlandweit zu verbreiten. „Danke!“ nennen sie sich. Ein Name, der polarisiert. Zwei Lager bilden sich: Eins, das sich sofort mit dem Bandnamen identifizieren kann und staunt, dass noch niemand auf diese Idee gekommen ist. Und eins, das den Namen völlig bekloppt findet. Die fünf jungen



Foto: Ron Marzok

Musiker sind nach wie vor begeistert über die Namenswahl. Bassist Florian hat eine simple wie einleuchtende Erklärung: „Was wir hier tun, machen wir mit Leidenschaft. Und wir sind glücklich darüber, dass wir so viel Feedback bekommen, dass uns so viele Menschen unterstützen. Dem begegnen wir mit großer Dankbarkeit.“

MUSIK MIT HERZ!

Überhaupt geben sich Danke! sehr positiv; „Musik mit Herz“ nennt der Fünfer seinen Sound. Das hatte – zumindest in der Altersgruppe von Anfang zwanzig – noch niemand vor ihnen gemacht. Vielleicht erklärt das auch den großen Zulauf junger Frauen zu ihren Konzerten. Fast könnte man glauben, dass ein typischer Plattenfirmenmanager sie gecastet hat. Fünf verschiedene Charaktere und Typen, wie man sie anderen Musikgruppen gern wünschen würde. Oft erinnert man sich an einen Sänger, mit etwas Glück noch an den Gitarristen. Bei Danke! hingegen ist eine charismatische Ausstrahlung allen fünf Musikern zu bescheinigen. Zueinander fanden sie jedoch wie viele andere Bands; eine Kleinanzeige in den Musikerinternetportalen hier, eine Empfehlung durch befreundete Musiker da.

Was sie vereint, ist ihre hohe Musikalität, Können statt Posen. Außerdem ist ein Danke!-Konzert auch etwas fürs Auge. Speziell dem Sänger Mat ist jede Angst vor dem Publikum völlig fremd, ein Berliner Musikmagazin nannte ihn schlicht, aber folgerichtig „Rampensau“. Und natürlich machen Danke! keine beziehungsweise



nicht nur Mädchenmusik. Ihr Pop hat nämlich Ecken und Kanten. Bei all den Harmonien, die in großartige, eingängige Melodien münden, entsteht dennoch Reibung. Klar, der deutschsprachige Pop ist schon erfunden. Deshalb geht es vor allem um das Wie. Danke! sind die konsequente Weiterentwicklung von Bands wie Bosse oder Revolverheld. Die Musik ist independent genug, um der Szene zu gefallen und doch ausreichend kompatibel, um mühelos Einzug in die Radio- und TV-Stationen zu halten.

DU FEHLST IN BERLIN

Ein Pluspunkt sind auch die Texte: weder Betroffenheitslyrik, noch eine verquaste Sprache für Feuilletonautoren, dafür Geschichten aus dem wirklichen Leben, die eine große Hörerschaft offenbar nachvollziehen kann. Die deutschsprachige Umsetzung stand nie infrage. „Es müssen Texte sein, hinter denen wir stehen können“, sagt Keyboarder Robert. „Wir wollen Gefühle vermitteln, die viele von uns beschäftigen“, ergänzt Schlagzeuger Stefan.

Fehlt nur noch das Quäntchen Glück. Kürzlich klopfte es schon mal leise an die Proberaumtür. „Du fehlst in Berlin“ heißt ein Song von Danke!. Ein Dreiminutenstück über ein Mädchen, das dem Sänger in seiner so geliebten Stadt noch fehlt. Eine Aussage, mit der sich auch Berliner Tourismusanbieter identifizieren können – „Du fehlst in Berlin“ als Aufforderung an Hauptstadtbesucher. Die Danke!-Shirts mit dem „Du fehlst in Berlin“-Claim werden inzwischen in Souvenirshops angeboten und bessern die Bandkasse auf.

Ihre gleichnamige, in Eigenregie entstandene CD mit vier Songs mausert sich zum Bestseller am Merchandisingstand auf ihren Konzerten. Einige Radiostationen schicken dieses Berlinlied hin und wieder über den Äther. Und selbst der offizielle Visit-Berlin-Channel auf Youtube stellt die Jungs und ihren Song ausführlich vor. Das lässt die Branche aufhorchen. Und so bekommen die jungen Musiker inzwischen regelmäßig Einladungen in die Büros großer Musikverlage und Labels.

Das ist ein schönes Gefühl für die jungen Musiker, doch sie beweisen sympathisch Bodenhaftung: „Wir müssen uns aber erst einmal sortieren“, erklärt Sänger Mat die Lage. „Wir wollten zunächst mal überall gespielt und etliche neue Songs komponiert haben. Nur die Besten sollen auf ein Album. Und erst dann wollen wir gucken, wo und wie wir uns bewerben.“

Ist Danke! also die nächste große Berlinband? Die Musiker winken ab. Zum einen handelt es sich hier nur um einen Song von vielen, zum anderen pflegt die Band eine gesunde Distanz zum mitunter künstlich erzeugten Berlin-Hype. „Ich glaube nicht, dass jemand in Nürnberg, Leipzig oder Hamburg in unsere Konzerte kommt, nur weil wir aus Berlin sind. Wir denken auch, dass es keine typische Berlin-Band gibt“, sagt Gitarrist Alex. „Typisch für Berlin ist, dass sehr viele Bands unterwegs sind. Aus allen möglichen Stilen und allen denkbaren Herkünften. Doch die Bands sind genauso wenig Berlin, wie die Stadt selbst“, räumt Bassist Florian ein, der einzige Berliner von Danke!. Sänger Mat wuchs in Prag auf, Schlagzeuger Stefan ▶



Foto: Alexander Gnädinger

Tim Bendzko singt deutschsprachigen Soul, melancholisch und tiefgründig

► ist Halb-Ungar, Gitarrist Alex kam erst vor zwei Jahren aus Kanada in die deutsche Hauptstadt, und Keyboarder Robert ist ein waschechter Sachse.

Freilich kann es nichts Schlechtes sein, als Band aus Berlin zu kommen. Dass hier die Infrastruktur funktioniert, ist nicht von der Hand zu weisen. Wichtige Labels und Medien sind hier ansässig, unzählige Clubs und Keller bieten Auftrittsmöglichkeiten. Trotzdem ist die Stadt kein Paradies für neue Popgesichter, denn der gute Ruf Berlins zieht alle an. Deutschlandweit und international gilt für jeden Künstler: In Berlin muss man einmal gastiert haben. Die Chancen, seine Kunst einem interessierten Publikum zu präsentieren, sind deshalb gar nicht so üppig. Mittlerweile bieten Clubbesitzer ihre Bühnen nur noch gegen Miete an oder bestehen auf einer Pflichtabnahme großer Ticketmengen. Nimmt man diese Hürden, ist man zweifelsohne auch für den Rest des Landes gewapnet. So wie Danke!

TIM BENDZKO

Tim Bendzko ist, seitdem er denken kann, Berliner. Zu Hause am Strausberger Platz im Friedrichshain sagt der 26-jährige Sänger: „Das ist meine Welt! Ich kann von hier aus in kürzester Zeit überall hin.“ Eine Tatsache, auf die Bendzko großen Wert legt. Den internationalen Hype, der um seine Stadt gemacht wird, sieht er allerdings gelassen. „Ich bin gern Berliner, aber gehöre nicht zu denen, die ständig in irgendwelchen Szeneclubs abhängen. Erst wenn ich in

anderen Städten unterwegs bin, dann schätze ich das Überangebot an Kultur, das hiesige Lebensgefühl und die Offenheit meiner Heimatstadt umso mehr.“

Musikalisch fühlt sich Tim Bendzko in der deutschsprachigen Soul-Schublade wohl. Dort, wo auch Xavier Naidoo zu Hause ist. Deshalb wird Bendzko immer wieder mit dem Mannheimer Superstar verglichen. Aus einem einfachen Grund, denn die Stimmen beider Sänger ähneln sich in der Tat. Sonst bleibt alles anders, vor allem textlich sondert sich der Berliner von Naidoo ab. Bendzkos Texte versprühen mehr Lebensnähe, weniger betroffenheitslyrische Spiritualität. „Es gibt aber Schlimmeres, als mit Xavier Naidoo verglichen zu werden“, schmunzelt Tim Bendzko gelassen.

FUSSBALL UND RELIGION

Der Musikkonzern Sony hat ihn schon vor geraumer Zeit unter seine Fittiche genommen. „Wenn Worte meine Sprache wären“ heißt das Debüt. Eine Produktion, mit der sich Tim Bendzko an die Spitze erfolgreicher Interpreten katapultieren könnte. Dabei sah es lange Zeit nicht so aus, als würde er die Musikerlaufbahn einschlagen, denn der Sänger pflegt mehrere Leidenschaften. Beispielsweise Sport. Als Schüler war er am Sportgymnasium, und er kickte erfolgreich in der Jugendmannschaft des Berliner Kultfußballclubs 1. FC ►

„ERST WENN ICH IN ANDEREN STÄDTEN UNTERWEGS BIN, DANN SCHÄTZE ICH DAS ÜBERANGEBOT AN KULTUR, DAS HIESIGE LEBENSGEFÜHL UND DIE OFFENHEIT MEINER HEIMATSTADT UM SO MEHR.“ (Tim Bendzko)

Anzeige

Auf »Neuland« nun zum ersten Mal in Deutsch. Herausgekommen sind zwölf Songs, die es in sich haben.

Leichtfüßig und harmonisch treten die meisten an, um sich dann im Kopf zu verhaken.

Absolut Hörenswert!

**Das Album
ab 27. Mai 2011**



www.katja-werker.com

t3records





Foto: Erik Weiss

Sven Gillert und Hagen Stoll (v. l.) waren früher die Hip-Hopper Tyron Berlin und Joe Rilla. Als Haudegen setzen sie auf Rock.

► Union. Schließlich begeisterte er sich für die Musik, übte Gitarre und fing an, erste eigene Songs zu schreiben. „Mir war mit acht oder neun Jahren schon klar, dass ich Musiker werden muss.“, erzählt Tim; „Da wusste ich schon, dass mich Musik nie langweilen würde und eine Sache ist, die mich beglückt. Das war keine spontane Idee, sondern eine ganz nüchterne Überlegung.“

Bis dahin war es aber noch ein weiter Weg. „Mein Problem war, dass ich bis heute jünger aussehe, als ich bin. Meine Texte, die ich mit 18 Jahren schrieb, hätte mir niemand abgenommen, weil man sie mir nicht zugetraut hätte, weil alle Welt dachte, dass ich wesentlich jünger bin“, erklärt Tim Bendzko seinen verspäteten Profistart. So entschied er sich nach dem Abitur zunächst für ein Studium der Evangelischen Theologie und Nichtchristlicher Religionen. „Dieser damals gerade neu erschaffene Studiengang war perfekt für mich. Es war sehr spannend für mich, zu erfahren, wie die Welt offenbar funktioniert“, erzählt Tim Bendzko. Nach fünf Semestern wusste er genug, brach das Studium ab und heuerte in einem Auktionshaus an, in dem Autos verkauft wurden. Erst als Aushilfe, später als Auktionator. Eine spannende Zeit: „Ich habe kein Problem damit, vor Menschen zu singen, aber vor ihnen zu sprechen, das machte mir schon ein wenig Angst.“ Nebenbei machte Bendzko längst wieder Musik, trat allein und mit Band auf, schrieb neue Songs. Durchaus mit professionellen Ambitionen, aber eben erst nach dem Job.

SOUNDTRACK FÜR DEN SOMMER

Seine Stunde schlug, als er einen von den Söhnen Mannheims ausgerufenen Gesangswettbewerb gewann. Die Manager der großen

Plattenfirmen hatten ihn da schon eine Weile auf dem Schirm. „Tolle Stimme, gute Songs – wir warten noch ein bisschen“, hieß es auf den Fluren der Musikindustrie.

Nun ist es so weit, Mitte Juni kommt das Debüt „Wenn Worte meine Sprachen wären“ in die Verkaufsregale. Bendzkos Songs atmen eine Leichtigkeit, sie könnten der Soundtrack des kommenden Sommers werden. Manchmal ist er dabei nur ein Stück weit vom Schlager entfernt. „Ich bin nicht der typische Singer-/Songwriter, der emotional geladen zur Gitarre greift und aus dem Stehgreif bei Partys oder am Lagerfeuer seine Songs zum Besten gibt. Wenn jemand sagt, dass ich Schlager mache, wäre das okay für mich.“

Bei aller Leichtigkeit sind Bendzkos Songs melancholisch, was der Sänger so erklärt: „Das liegt daran, dass ich viel über Dinge schreibe, die mich beschäftigen. Und die Lebensbereiche, in denen alles paletti ist, bieten kaum Material für die Songs. Deswegen ist es naheliegend, über Dinge zu schreiben, die mich bedrücken. Im Idealfall bedrückt mich ein Problem, nachdem ich einen Song darüber geschrieben habe, nicht mehr.“

Als Inspirationsquelle gibt er „die permanente Beobachtung seiner Umwelt“ an. Zuerst fallen ihm einige Zeilen oder ein Refrainfetzen ein. Und erst wenn seine innere Stimme meint, das sei gelungen, baut er am Klavier oder der Gitarre ein Lied darum. Aufgeschrieben wird der Song erst, wenn er fertig ist. Obwohl Bendzko verständliche Worte nutzt, lockt er mit den Texten oft in eine falsche Richtung. „Ich mag es, wenn der Hörer nicht gleich weiß, worum es geht“, sagt der Sänger. „Ich kann es mir auch nicht verkneifen, eine Zeile hinzuzufügen, die eine ganz andere Interpretation des Liedes zulässt oder den Song in ein ganz anderes Licht rückt.“

Und wie kommt man auf einen Albumtitel wie „Wenn Sprache meine Worte wären“?

„Weil es in meinem Leben immer darum geht, die richtigen Worte zu finden“, sagt Tim Bendzko. „Es geht darum, gute Texte zu schreiben, was nicht einfach ist. Wenn es mir gelingen würde, immer die richtigen Worte zu finden, dann wäre das jetzt bestimmt schon mein drittes oder viertes Album.“

HAUDEGEN

Zugegeben, auf den ersten Blick wirkt das Duo Haudegen martialisch und furchteinflößend. Doch wie so oft trügt der Schein. Begegnet man beiden das erste Mal, sucht man nicht unbedingt ihre unmittelbare Nähe, hört man sie dann aber singen, ist man verblüfft. „Der Überraschungseffekt ist unser Vorteil“, sagt Hagen Stoll. Und er weiß, wovon er spricht. Denn er hat die Familie, Freunde und Fans schon immer überrascht. Das ist seine Überlebensstrategie.

ÜBERLEBEN IM PLATTENBAU

Aufgewachsen ist Hagen in Marzahn/Hellersdorf, einem der sozialen Brennpunkte der Stadt mit einem schier endlosen Kreislauf aus Arbeitslosigkeit, Drogen und Gewalt. Die Ost-Berliner Plattenbausiedlungen haben ihm gezeigt, was es bedeutet, zu leben – und zu überleben. Sein bester Freund Sven Gillert, „Bruder“ wie er ihn nennt, ist seit 1983 an seiner Seite, und sie teilen das gleiche Gefühl – für das Leben und für die Musik. Ob als Türsteher vor Berliner Clubs oder als Rapper mit den Pseudonymen „Joe Rilla“ (Hagen) und „Tyron Berlin“ (Sven), mit denen sie in der deutschen HipHop-Szene bekannt wurden und manche Gangsta-Rap-Battle gewinnen konnten.

Seit knapp drei Jahren schreiten sie als Haudegen Seite an Seite durchs Leben und schreiben ihre Erfahrungen als Songs nieder. „Wo sind denn die Leute, die richtige Songs schreiben?“, fragt Hagen provokativ und deutet an, worum es den Haudegen geht: Um ehrliche, handgemachte Musik ohne Gehhilfen. Weg vom synthetischen Rap, hin zu ehrlichem Rock. Ungeschönt, direkt und mit viel Herzblut. „Joe Rilla und Tyron gibt es nicht mehr“, stellen beide klar. Ihren Stil nennen Hagen und Sven „Gossenpoesie“; und keine Umschreibung könnte passender sein als diese. Ihre Gosse ist immer noch Marzahn-Hellersdorf, in deren Plattenbauten die Verlierer unserer modernen Leistungsgesellschaft wohnen.

Nach ihrer im vergangenen Jahr Achtungszeichen setzenden EP „Haudegen“ folgt nun ihr Debüt-Doppelalbum „Schlicht & Ergreifend“. Ein Doppelalbum als Debüt – wenige Bands haben sich das bisher getraut. Für Hagen von Haudegen kein großes Ding, sondern mehr eine logische Konsequenz seiner Arbeitsweise. „Wenn ich etwas will, muss es groß und überwältigend sein – sonst muss ich keine Energie hineinstecken“, meint der 35-Jährige. „Schlicht“ – das ist der überwältigend pompöse Part mit eingängigen Popmelodien und Rockballaden; „Ergreifend“ – der ruhige Teil mit emotionalen Songs in der Tradition großartiger Liedermacher wie Lage, Mey oder Grönemeyer. Eine Band und ein Debüt voller Gegensätze, auch in der Performance. Hagen mit seiner ungeschliffenen kantigen Art tonangebend, die harte Schale verkörpernd – Sven mit seinem gefühlvollen Gesang, stellt gleichsam den weichen, emotionalen Kern dar. Hagen sieht sich schlicht, Sven eher als ergreifend. Nur so kommen Songs wie „So fühlt sich Leben an“, „Ich war nie bei dir“ oder auch „Wo bist du hin“ perfekt zur Geltung.

KEIN ZUCKERSCHLECKEN

Beide sind sich bewusst, dass ihre Herkunft sie zu dem gemacht hat, was sie heute sind. Dass sie viel Glück hatten, heute im Vergleich zu anderen auf der Gewinnerseite des Lebens zu stehen. Das wollen sie mit ihren Fans teilen. „Dass das Leben da draußen kein Zuckerschlecken“ ist, wissen Sven und Hagen gut. „Die Zeiten sind rau“, heißt es in ihrem Song „Flügel & Schwert“. Sven und Hagen setzen sich mit ihren Mitmenschen auseinander, hören ihnen zu, entwerfen daraus Songtexte und ergreifen für die Kraft- und Machtlosen das Wort, sehen sich als Stimme der kleinen Leute. „Diese Stimme wird viel zu oft überhört. Manche Menschen haben sich bereits aufgegeben, für sie erheben wir das Wort!“ sagt Hagen ernst. „Wir erzählen in unseren Liedern Geschichten, die das Leben schreibt. Wir wollen, dass man sich und seine eigene Situation versteht und wieder ein positives Lebensgefühl entwickelt.“ Gleichzeitig will Hagen Stoll jeden für die eigene Geschichte sensibilisieren. „Ich krame gern in meiner familiären Vergangenheit, weil wir über Generationen hinweg miteinander verbunden sind. Ich will die Geschichte verstehen, ich will mich verstehen“, erklärt Hagen das Zustandekommen von Songs wie „Der alte Mann im Hof“ oder „Alles war besser“.

DEN ARSCH HOCHKRIEGEN

Haudegen sind zwei Ur-Berliner Typen, die anpacken, was bewegen und Klischees beiseiteschieben wollen. Deshalb belassen sie es nicht nur beim Musizieren. Ihr altes HipHop-Credo, das man „machen“ muss, haben sie nicht vergessen. In einem ihrer Projekte nehmen sie sich dem Problem der Arbeitslosigkeit junger Menschen an. In Zusammenarbeit mit dem GangWay e. V. und MyVideo TV haben die Berliner eine Web-Doku gedreht, die jungen Menschen zu Lehrstellen verhelfen und neue Perspektiven aufweisen soll. Für die praktische Umsetzung der Dokumentation haben sich Haudegen im Selbstversuch fünf Berufen gewidmet, in denen es bundesweit die meisten Lehrstellen gibt. Es gehe darum, dass die Kids „den Arsch hochkriegen und ihr Ding durchziehen“, sei es in Marzahn, Hamburg-Wilhelmsburg oder im Ruhrgebiet. Ob Schule, Ausbildung oder Beruf, man darf den Glauben an sich niemals verlieren, sagt Stoll.

Beim Durchstöbern der Haudegen-Facebook-Seite findet man anrührende und sehr persönliche Geschichten ihrer Fans, die den beiden Sängern ausnahmslos große Anerkennung zollen. Stellvertretend sei der Fan Chris Bloch zitiert: „Ich bin in einer Hellersdorf-Marzahn-Platte groß geworden mit all den Sorgen und den Zukunftsängsten, die fast jeder hier hat. Als ich dann zum ersten Mal Haudegen hörte, erkannte ich mich selbst wie nie zuvor in einer anderen Musik. Ehrlichkeit, Loyalität, Treue, Liebe, Wut, Angst und Freundschaft sind nur wenige der Worte, die in der Lage sind widerzuspiegeln, was mir ihre Musik gibt. Es bedeutet „Musik an“ und „Welt aus“, obwohl man diese so deutlich sieht wie nie zuvor.“

Zwei bodenständige Pfundskerle vermischen althergebrachte Liedermacher-Traditionen mit unüberhörbaren Pop-Attitüden und massenkompatibler Rockmusik und zeigen viel Herz und Engagement. Sie sind damit zur richtigen Zeit am richtigen Ort, denn nie war deutschsprachige Musik so vielseitig, authentisch und erfolgreich wie jetzt. ■

TEXTE:
THOMAS KÖNIG, ANTJE RÖSSLER,
CHRISTIAN HENTSCHEL